

Clarissa Hyde

Folge 32

**Fahrschule
Diabolo**

Thorsten Roth

Thorsten Roth

Fahrschule Diabolo (Teil 1)

Clarissa Hyde Nr. 32

Inhaltsverzeichnis

[Fahrschule Diabolo](#)

[Vorschau](#)

[Glossar](#)

[Impressum](#)

FAHRSCHULE DIABOLO

Wer erinnert sich nicht an die Zeit mit 17 Jahren und die Vorfreude auf den 18. Geburtstag? Und dabei geht es mir nicht um das Recht, wählen oder die Late Night Filme sehen zu dürfen, sondern um das Autofahren und den Führerschein.

Die meisten Teenager beginnen schon früh damit, ihren Führerschein zu machen, um ihn dann zum 18. Geburtstag auch auf jeden Fall zu haben. Auch dem Bösen war dies natürlich nicht entgangen, denn so konnte es ganz leicht an junge und unschuldige Seelen kommen.

Nun bin ich es, Clarissa Hyde, wieder, die sich bei euch meldet, wenn es mir auch nicht leichtfällt. Zwei Wochen sind nun schon seit jenem schicksalhaften Tag vergangen, den ich bis heute nicht richtig überwunden habe.

Doch ich berichte besser der Reihe nach: Es begann alles in dem kleinen englischen Dorf Swampville, in dem ich eine geheimnisvolle Waffe, das Dämonius-Amulett in meine Hände bekam.¹ Die Freude war natürlich groß, denn diese Waffe schien für viele Arten von Dämonen absolut tödlich zu sein.

Ich dachte auch nicht viel darüber nach, denn mit dem Amulett konnte ich einige Erfolge feiern, aber das Ganze hatte einen Haken. Zunächst einmal veränderte sich das Amulett selbst, genauer gesagt, seine Farbe. Am Anfang war es weiß gewesen, aber mit der Zeit wurde es immer dunkler.

Die Farbe war aber nur ein Indikator, denn das Amulett veränderte auch seine Umwelt, vor allem seinen Besitzer. Dabei schob ich mein gesteigertes Selbstbewusstsein vor allem auf meine Erfolge, doch in Wirklichkeit war es das Amulett, das mich systematisch beeinflusste.

Denn es war in der Lage, die Energie der von mir vernichteten Feinde in sich aufzunehmen und sie gleichzeitig an mich weiter zu geben. Ich merkte davon nichts, auch meinen Freunden fiel es zunächst nicht auf, denn das Amulett verschleierte seine Fähigkeiten durch eine Art Massenhypnose, so dass nicht einmal die Farbveränderungen wirklich auffielen.

Gefährlich wurde es, als die dämonische Energie in dem Amulett zu stark wurde

und nicht mehr von mir kontrolliert werden konnte. Sie kontrollierte nun mich und wollte mich selbst zu einem Dämon machen.

Ich sah dies alles wie in einem Traum oder durch einen dichten Schleier. Das war nicht mehr Clarissa Hyde, die agierte, sondern ein Wesen, das kurz davor stand, ein Dämon zu werden. Die letzte Bedingung dafür war, dass ich einen Menschen töten musste, und in meiner Nähe befanden sich in dem Moment nur meine Freunde Terry und Tommy.

Doch als Freunde sah die veränderte Clarissa sie schon lange nicht mehr an, eher als Rivalen oder Feinde, die getötet werden mussten. Ich jagte sie durch die halbe Universität, bis ihre Flucht in einem Seminarraum endete. Noch immer kann ich nicht fassen, wie es so weit kommen konnte, doch ich wollte auch den letzten Schritt gehen.

Terry sollte die Erste sein, doch dabei hatte sich der halbe Dämon Clarissa verrechnet. In Terry steckte noch immer ein Stück von Kali, der indischen Todesgöttin, die gar nicht damit einverstanden war, dass Terry umgebracht werden sollte.

Es kam zum Kampf, und ich muss im Nachhinein froh sein, dass ich es doch nicht mit einer Göttin aufnehmen konnte. Ich verlor den Kampf und das Amulett, doch mit dessen Zerstörung löste sich auch die Magie auf und ich wurde wieder ich selbst. Nicht auszudenken, wenn Terry und Kali es nicht geschafft hätten.

Für mich war es wie das Erwachen aus einem bösen Traum, der mich auch die nächsten Wochen noch beschäftigte, viel mehr als mir lieb war. Fast jede Nacht war ich aufgewacht, schweißgebadet und verwirrt. Mal sah ich mich selbst Terry jagen, dann sah ich Kalis Totenmaske vor mir, die mich töten wollte. Ich hatte gehofft, es würde wieder aufhören, doch bisher war noch kein Ende in Sicht.

Auch letzte Nacht hatte ich wieder nicht durchschlafen können, wieder hatten mich die Ereignisse dieses einen Tages im Traum verfolgt. Ich möchte über Einzelheiten gar nicht reden, aber es war schlimm gewesen. Anschließend hatte ich nicht mehr weiterschlafen können, denn die Gedanken sausten ununterbrochen durch meinen Schädel.

Dementsprechend müde war ich am nächsten Tag und saß mit nur mäßigem Interesse in der Vorlesung. Einmal musste mich die neben mir sitzende Phoebe sogar leicht anstoßen, sonst wäre ich wahrscheinlich während der Vorlesung eingeschlafen. Als die dann endlich vorbei war, sprach mich Phoebe darauf an.

„Was ist eigentlich mit dir los, Clarissa?“

„Was soll mit mir sein?“, beantwortete ich die Frage etwas schläfrig mit einer nichts sagenden Gegenfrage.

„Es ist ja schön, dass du auch mal wieder regelmäßig bei den Vorlesungen bist, aber so wie du zurzeit hier abhängst, ist das ja echt demotivierend. Hast du Probleme?“

„Ja, ..., nein, ich weiß auch nicht. Es ist schwierig.“

„Dann setzen wir uns jetzt erst einmal in die Cafeteria und reden darüber.“

„Ich möchte dich damit aber nicht belasten, ich ...“

„Papperlapapp. Es hilft den meisten Menschen, wenn sie über ihre Probleme reden, und das machen wir jetzt. Komm mit, ich suche uns einen Tisch und bringe dir einen Tee mit, einverstanden?“

„Okay“, antwortete ich, denn ich ahnte schon, dass Phoebe keine weitere Widerrede dulden würde.

Ich setzte mich an eins der Fenster, während sie sich gerade an der Kasse anstellte. Dabei dachte ich über unser Verhältnis nach, das nicht einfach war. Ich mochte Phoebe, sie war wirklich nett und eine enorme Hilfe während des Studiums, denn ich war oft nicht da. Die Gründe dafür hatte ich Phoebe aber bisher verschweigen können, auch wenn es mir zunehmend schwerer fiel.

Was sollte ich ihr sagen? Die Wahrheit nicht, aber anlügen wollte ich sie auch nicht, denn sie hatte es nicht verdient, belogen zu werden. Die Entscheidung war nicht leicht und ich war nicht glücklich, sie gleich treffen zu müssen, doch andererseits war ich froh, mit meiner Kommilitonin reden zu können.

Phoebe erinnerte mich ein wenig an Terry, und das machte sie gleich sehr sympathisch. Allerdings war sie in der Regel etwas zurückhaltender und nicht so direkt wie Terry, was mir bisher durchaus entgegengekommen war.

Ich konnte sie nicht in alles einweihen, dabei ging es gar nicht so sehr um mich. Ich hatte viel mehr Angst, ich könnte Phoebe durch ihr Wissen über mich in Gefahr bringen, denn wie leicht konnte sie ein Ziel meiner Feinde werden.

„So, da bin ich, hier ist dein Tee.“

„Danke“, antwortete ich nur kurz, während ich den grünen Tee ein wenig mit Zucker anreicherte und umrührte.

Wir nahmen beide erst einen Schluck, der mir fast die Lippen verbrannte. Aber es war ein angenehmes Gefühl, als das heiße Getränk die Speiseröhre hinunter rann. Dabei sah ich zu Phoebe hinüber, die mich erwartungsvoll anblickte, aber selbst kein Wort sagte.

„Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll“, sagte ich ein wenig verlegen, denn mir fehlten wirklich die Worte.

„Spreche dich einfach aus, ich höre zu. Ich denke, es wird dir helfen.“

Da mochte sie Recht haben, denn es fiel mir im Moment schwer, mit meinen Freunden zu sprechen. Sie hatten sich zwar mir gegenüber ganz normal benommen, aber ich spürte trotzdem eine Kluft zwischen uns, die ich nicht richtig analysieren konnte.

„Ich kann dir nicht alles erzählen, Phoebe, das würde zu lange dauern. Wir sprechen besser nur über meine aktuellen Probleme. Selbst das fällt mir sehr, sehr schwer.“

„Okay, ich lausche.“

„Es hat mit meinen Freunden zu tun, die hast du doch bestimmt schon gesehen?“

„Ja, ich denke schon. Das ist doch einmal Professor Robson, und dann diese

Blonde.“

„Ja, sie heißt Terry. Du musst wissen, wir haben ein sehr gutes Verhältnis zueinander, wir sind quasi ein Team, zu dem auch noch Terrys Freund Tommy gehört. Wir kennen uns noch nicht einmal so richtig lange, aber wir vertrauen uns völlig. Doch nun haben wir ein Problem, beziehungsweise ich habe ein Problem.“

Ich machte eine kurze Pause und trank einen Schluck, Phoebe sagte aber nichts und schaute mir nur weiter tief in die Augen.

„Nun, ich habe etwas absolut Schlimmes, etwas Ungeheuerliches getan, über das ich eigentlich gar nicht sprechen kann.“

„Etwas Illegales?“

„Noch nicht, aber es wäre wahrscheinlich dazu gekommen, wenn man mich nicht gestoppt hätte.“

„Und was sagen deine Freunde dazu?“

„Das ist ja das Problem. Eigentlich so gut wie gar nichts, wir sprechen kaum darüber. Ich weiß ja selbst nicht, ob ich darüber sprechen möchte. Mit dir fällt es mir jedenfalls leichter, als mit ihnen. Und dabei denke ich, wir dürfen es auf keinen Fall vergessen, aber bisher hatte ich nicht den Mut, Terry oder den Professor darauf anzusprechen.“

„Du hast Schuldgefühle, sehe ich das richtig?“

„Ja, aber auch das ist recht kompliziert, denn für meine Handlungen war ich nur zum Teil verantwortlich.“

„Du hältst dich aber auf jeden Fall für schuldig, oder?“

„Ja, ..., ja, ich denke schon.“

„Dann muss ich dich erst einmal fragen, vertraust du deinen Freunden?“

„Ja.“

„Voll und ganz?“

„Ich würde ihnen mein Leben anvertrauen.“

„Und wie sah das bei deinen Freunden aus, haben sie dir im gleichen Maße vertraut?“

„Ja, ich glaube schon.“

„Würdest du ihnen vergeben, wenn sie den gleichen Fehler machen, den du gemacht hast?“

„Ja, bestimmt. Wir hatten schon einmal eine ähnliche Situation, das haben wir ebenfalls wieder in den Griff bekommen.“²

„Dann bin ich mir sicher, deine Freunde werden dir ebenfalls vergeben, wenn sie es nicht schon lange getan haben. Eure Freundschaft wurde auf eine schwere Probe gestellt, aber sie wird diese Prüfung überstehen.“

„Und was soll ich jetzt tun? Ich fühle mich so schuldig, habe den Eindruck, ihnen nicht mehr in die Augen gucken zu können.“

„Schuldgefühle sind etwas völlig Normales, aber du darfst dich auch nicht hinter ihnen verstecken. Sie werden dich noch eine Weile bedrücken und immer an das erinnern, was passiert ist. Du bereust, was war, und das wissen deine Freunde bestimmt auch schon. Aber auch ihnen wird es schwerfallen, mit dir über diese Problematik zu sprechen, denn sie möchten dich auch nicht verletzen. Wahrscheinlich wollen sie dich wiederaufbauen und zum alten Status zurückkehren, aber das geht nicht mehr. Zurück könnt ihr nicht mehr, aber die neuen Erfahrungen werden die Freundschaft sicherlich nur noch weiter festigen.“

„Das wäre schön, aber wie mache ich weiter? Immerhin ist das jetzt schon zwei Wochen her.“

„Du wirst dich nicht davor drücken können, du wirst irgendwann mit ihnen reden müssen. Wahrscheinlich war es erst einmal ganz gut, ein wenig Zeit verstreichen zu lassen, denn dann spricht die Vernunft, und nicht die ersten Emotionen. Doch diesen nächsten Schritt wirst du machen müssen. Du brauchst dich aber nicht zu fürchten, denn eure Freundschaft ist stärker, da bin ich mir sicher.“

„Danke, Phoebe, du hast mir sehr geholfen, was würde ich bloß ohne dich machen? Ich glaube, du wirst mal eine gute Psychologin.“

„Deshalb sind wir schließlich hier, nicht wahr?“

Da hatte sie Recht, dachte ich, während ich ihre Hand drückte und dabei schon wieder viel optimistischer in die Zukunft schaute.

Das sehr persönliche Gespräch mit Phoebe hatte mir ungemein geholfen, sie war wirklich klasse. So hätte ich nicht mit meinen Freunden sprechen können, aber ich glaubte, jetzt dafür bereit zu sein. Heute sollte es aber nichts mehr werden, denn ich hatte andere Pläne.

Ich hatte euch noch nichts davon erzählt, aber ich hatte mir in der Zwischenzeit ein anderes, wichtiges Ziel ausgesucht: Ich wollte den Führerschein machen.

In Peebles war ich nicht mehr dazu gekommen, mir hatte vor allem die Zeit gefehlt. Da war der Abschluss an der High-School gewesen, und anschließend der Umzug nach London. Außerdem hatte ich mir immer gesagt, in London würde ich den Führerschein nicht brauchen, denn eigentlich wollte ich ihn zunächst gar nicht.

Ich hatte zwar ab und zu mal am Steuer von Peters Auto sitzen können, wenn wir in der freien Natur unterwegs gewesen waren, doch da war ich noch jünger gewesen. Die letzten Jahre hatte es mich nicht mehr so sehr gereizt, denn ich mochte den Großstadtverkehr nicht.

Ich musste nur daran denken, wie viele Menschen schon bei Verkehrsunfällen ihr Leben verloren hatten. Denn ich wollte weder dazu gehören, noch diese Statistik weiter mit von mir verursachten Unfällen anreichern.

Doch zuletzt hatte ich erkannt, dass mich die fehlende Fahrerlaubnis doch ein wenig

einschränkte. Auch wenn ich kein eigenes Auto hatte, denn das Geld fehlte mir dafür, ich war einfach unbeweglicher ohne den Führerschein.

Und das wollte ich nun ändern, genauer gesagt hatte ich schon kurz nach jenem schicksalhaften Tag damit angefangen. Tommy hatte mir schon vorher einen Tipp gegeben, eine recht preiswerte Fahrschule, wo er auch den Führerschein gemacht hatte. Sie war sogar in der Nähe und so war ich eines Abends hingegangen.

Etwas überrascht war ich, als ich den Namen der Fahrschule gelesen hatte, denn sie hieß anders, als Tommy es mir gesagt hatte. Da die Adresse aber stimmte, blieb ich und schrieb mich ein.

Mein Fahrlehrer war nicht gerade mein Typ, eher etwas kantig, aber ich kam mit ihm zurecht, außerdem war er mir gegenüber besonders freundlich. Zwei Mal die Woche hatten wir theoretischen Unterricht, der mir im Gegensatz zu den meisten anderen Schülern durchaus gefiel.

Dementsprechend waren auch meine Übungsbögen sehr gut, schon mit dem dritten Bogen hätte ich die theoretische Prüfung bestanden. Mr. Iabolo, der Fahrlehrer, meinte nur, das wäre ein überdurchschnittlich gutes Ergebnis, und ich sollte am besten so früh wie möglich mit der Praxis anfangen.

Ich wollte zwar nicht so recht, hatte noch ein wenig zu viel Respekt, doch ich ließ mich überreden, und heute war dieser erste praktische Tag.

Wir hatten ausgemacht, dass er mich um 16.00 Uhr vor dem Kings College, vor dem Haupteingang, abholen sollte. Ich war kurz vorher da und musste auch nicht lange warten, denn ich sah den schwarzen Mercedes bereits vorfahren.

Der Wagen hielt direkt neben mir und wurde von Mr. Iabolo selbst gesteuert, er hatte keinen Fahrschüler mehr an Bord. Wahrscheinlich war das Absicht, denn bestimmt wusste er, wie nervös Fahrschüler an ihrem ersten Tag sind. Da musste nicht unbedingt noch einer mehr im Wagen sitzen.

„Ah, Miss Hyde, wollen wir gleich loslegen?“

„Hallo, Mr. Iabolo. Ja, ich bin bereit.“

„Gut, dann setzen Sie sich bitte auf den Fahrersitz und stellen sich den Sitz und die Rückenlehne ein. Nehmen Sie sich ruhig Zeit, denn Sie sollen ja schließlich bequem sitzen, das ist sehr wichtig.“

Ich folgte seinem Vorschlag, allerdings musste ich nicht viel verändern. Mein Fahrlehrer hatte ungefähr die gleiche Größe, wenn er auch etwas fülliger war. Ich hatte beobachten können, wie nah er mit seinem massigen Körper hinter dem Lenkrad gesessen hatte, für mich wäre da zweimal Platz gewesen.

Aber trotz seines Übergewichts machte Mr. Iabolo einen agilen Eindruck. Der bestimmt maßgeschneiderte Anzug ließ ihn auch in einem besseren Licht erscheinen, er hätte sich so auch in ein vornehmes Restaurant setzen können.

Ich hatte inzwischen alles eingestellt, auch die Spiegel, an deren Nutzung ich mich

natürlich erst gewöhnen musste.

„Sind Sie schon einmal selbst probeweise Auto gefahren, Miss Hyde?“

„Ja, in den schottischen Highlands, auf ein paar einsamen Schotterpisten.“

„Gut, dann brauche ich Ihnen also nicht erzählen, wo welche Pedale sind und wie die Schaltung funktioniert. Wir machen gleich folgendes, fahren dort vorne um die Ecke und dann auf den letzten Parkplatz der Universität. Dort stehen nur wenig Autos und wir können in aller Ruhe das Anfahren und Schalten ein wenig trainieren, einverstanden?“

„Klar.“

„Dann schnallen Sie sich bitte an.“

Auch das tat ich, wenn es auch ein etwas komisches Gefühl war, denn ich war den Gurt nur auf der Beifahrerseite gewöhnt.

„Dann drehen Sie bitte den Schlüssel und drücken gleichzeitig mit dem linken Fuß das Kupplungspedal ganz durch. Ja, sehr gut. Nun lassen Sie bitte die Handbremse los, die ist hier zwischen den Sitzen. Ja, bestens. Hinter uns ist alles frei, nun lassen Sie bitte ganz langsam die Kupplung los und drücken gleichzeitig auf das Gaspedal.“

Ich spürte die Nervosität in mir, auch wenn ich schon zwei, drei Mal selbst gefahren war, doch dies hier war anders. Als erstes hörte ich den Motor leicht aufheulen, denn ich drückte das Gaspedal zu stark durch. Nervös ließ ich dabei das Kupplungspedal los und merkte im gleichen Augenblick, wie der Wagen einen kleinen Ruck nach vorne produzierte und sofort wieder aus war.

„Ja, das Spiel mit der Kupplung ist nicht ganz einfach. Versuchen wir es gleich noch einmal, den Wagen neu starten und die Kupplung noch langsamer kommen lassen.“

Ich versuchte es, diesmal gab ich etwas weniger Gas und achtete gleichzeitig stärker auf die Kupplung. Ich ließ mir Zeit und hatte Erfolg. Der Wagen ruckte erneut unruhig, ging aber nicht wieder aus, sondern fuhr.

„Etwas mehr Gas jetzt, aber nicht zu viel. Ja, so ist es gut. Fahren Sie bitte dort vorne links um die Ecke und dann auf den letzten Parkplatz.“

Wir rollten im ersten Gang über den Seitenstreifen und dann auf den Parkplatz. Hier übten wir das Anfahren und Schalten, was zu meiner eigenen Verwunderung gut funktionierte. Zumindest würgte ich den Mercedes nicht mehr ab. Auch Mr. Iabolo war positiv angetan, so dass wir uns nach ein paar Runden auf dem Parkplatz in den normalen Verkehr stürzten, allerdings ein wenig abseits der in London zu dieser Zeit üblichen Staus.

Es klappte alles ganz gut, Mr. Iabolo lobte mich noch einmal, als wir schließlich nach etwas mehr als 40 Minuten wieder vor dem Kings College ankamen.

„Sehr gut, Miss Hyde, das wird was mit uns. Wie sind Sie selbst mit sich zufrieden?“

„Ach, ja, eigentlich lief es ganz ordentlich. Ich hatte es mir schwerer vorgestellt, nur an die Kupplung musste ich mich erst gewöhnen, die verhielt sich bei dem Wagen

meines Vaters ganz anders.“

„Ja, da gibt es immer wieder Unterschiede, die haben mit dem Alter des Fahrzeugs und natürlich dem Typ selbst zu tun.“

„Wie kommt es, dass Sie einen Mercedes fahren, und kein englisches Modell?“

„In Deutschland sind die Fahrschulautos preiswerter und besser. Dies ist aber sogar eine Spezialanfertigung mit einigen besonderen Extras.“

„Ja, der Wagen ist schön, nur die schwarze Farbe würde mich etwas stören, sieht so aus wie ein Leichenwagen.“

„Ja, das kann sein. Ja, Miss Hyde, wann wollen wir die nächste Fahrstunde machen?“

„Darüber hatte ich mir eigentlich noch gar keine Gedanken gemacht. Die nächsten Tage habe ich nicht so viel Zeit, daher eher erst nächste Woche wieder.“

„Hmmm, Sie sollten nicht zu lange warten, schließlich wollen Sie ja auch vorankommen. Ich hätte morgen Nachmittag noch einen Termin frei, 15.30 Uhr. Würde Ihnen das passen?“

„Halb vier? Meine Vorlesungen sind dann vorbei, das ginge, aber ich wollte mich eigentlich mit einer Freundin treffen.“

„Es ist Ihre Entscheidung. Aber ich kann Ihnen schon sagen, dass es nächste Woche mit Terminen sehr eng wird, Sie sollten daher jede Gelegenheit nutzen.“

„In Ordnung, machen wir das so. Kommen Sie wieder hier vorbei?“

„Ja, geht klar. Einen schönen Tag wünsche ich Ihnen noch.“

„Danke, gleichfalls. Bis morgen dann.“

Mr. Iabolo sah seiner Schülerin noch kurz hinterher, dann startete er den schwarzen Mercedes und fuhr in Richtung Hauptstraße. Er war sehr zufrieden mit sich, denn er hatte es doch noch geschafft.

Morgen war der wichtige Tag an dem er unbedingt sieben Termine haben musste, mit jungen Frauen oder Mädchen. Clarissa Hyde war die letzte gewesen, auch seine letzte Chance, denn zurzeit hatte er nur wenig weibliche Schüler.

Zufrieden schaute er während der Fahrt auf den aufgeklappten Terminplan, wo die sieben Namen für den morgigen Tag standen. Die Termine lagen nicht alle direkt hintereinander, so hatte er in der Mittagszeit und nach dem sechsten Termin eine längere Pause. Und die Nummer sechs war die Neue, Clarissa Hyde.

Ihren Namen hatte er ebenfalls eingetragen, darunter stand nur noch der Name Isabelle und dann ein dicker, schwarzer Strich. So lange musste er noch warten und seine Pflicht erfüllen, dann hatte er es wieder einmal geschafft.

Viel vorbereiten musste er nicht mehr, alles war fertig. Seine Planung war wieder einmal ideal gewesen, nur die Nummer sieben hatte er erst sehr spät gefunden. Sein Chef würde sehr zufrieden mit ihm sein, wie eigentlich immer in den letzten Jahren.

Er hing seinen Gedanken auch noch nach, als er den Wagen bereits in die kleine Einfahrt gelenkt hatte. Viel Platz war in dem Hinterhof nicht zum Manövrieren, aber Iabolo war gut und schaffte es auch so.

Noch immer fröhlich verließ er den Mercedes, den er nicht einmal abschloss. Das war nicht nötig, er wusste es. Der Fahrlehrer wusste, wie gefährlich es für Diebe werden konnte, sich dem Wagen zu nähern, deshalb brauchte er keinen weiteren Schutz. Außerdem war es sehr unwahrscheinlich, dass sich jemand ausgerechnet in diesen Hinterhof verirrt, um ein Auto zu klauen.

Einen letzten Blick warf er noch zurück auf sein kostbares Werkzeug, wobei er auch wieder an die Arbeit dachte, die morgen vor ihm lag. Eine anstrengende Arbeit, aber das war ihm egal. Denn für ihn war sie lebensverlängernd, nur für die anderen tödlich.

Die Nacht war über London gefallen, aber dunkel wurde es in der Millionenstadt nie richtig. Überall brannten Lichter, nicht nur in Soho, wo sie die ganze Nacht über nicht ausgingen. In der Tallis Street ging es nicht so hoch her, hier gab es keine Nachtclubs, sondern nur bereits lange geschlossene Geschäfte und einzelne Wohnungen.

Manchmal waren Geschäft und Wohnung auch kombiniert, so wie es bei der Fahrschule D. Iabolo der Fall war. Im Erdgeschoss lag die Fahrschule mit dem Unterrichtsraum, im Obergeschoss gab es einen eher kleinen Wohnbereich, in dem Mr. Iabolo allein residierte.

Kurz vor Mitternacht war es inzwischen, und in der Drei-Zimmer-Wohnung brannte schon lange kein Licht mehr. Wahrscheinlich war der Fahrlehrer bereits zu Bett gegangen. Dies war eine logische Annahme, auf die auch Trevor Hawkins kam.

Der 42 Jahre alte Mann schob sich an den Hauswänden entlang, immer darauf bedacht, jeden Schatten, der sich ihm bot, auszunutzen. Niemand war hier noch auf den Straßen unterwegs, und nur selten bog ein Auto in die kleine Seitenstraße ein.

Lange Zeit hatte Trevor Hawkins nur beobachtet, schon seit dem späten Nachmittag hatte er sich in einem der Hinterhöfe aufgehalten, von dem aus er die Fahrschule beobachten konnte. Denn dort lag sein Ziel.

Trevor war Profi, spezialisiert auf besonders wertvolle Autos. Meistens knackte er Luxuslimousinen, deren Wert nicht unter 80.000 Pfund lag. Doch heute hatte er einen Spezialauftrag. Die Russenmafia hatte sich bei ihm gemeldet und wollte ein Fahrschulauto haben, natürlich wie üblich aus zweiter Hand.

Ein Mercedes oder BMW sollte es sein, zumindest ein Modell der besseren Klasse und am besten aus Germany. Und da hatte der gelernte Autodieb nicht lange überlegen müssen, denn er wohnte selbst nicht allzu weit entfernt und hatte Iabolo mit seinem Fahrschulwagen mehrfach bei der Arbeit sehen können.

Persönlich kannten sich die Männer nicht, aber irgendwie war ihm dieser Fahrlehrer unsympathisch. Trevor konnte nicht einmal sagen, weshalb. Vielleicht lag es an dem

protzigen Wagen, vielleicht auch daran, dass Iabolo kaum persönliche Kontakte zu haben schien, Hawkins wusste es nicht. Auf jeden Fall war Iabolo kein sonderlich geselliger Typ, das hatte der Verbrecher bereits herausgefunden.

Deshalb fiel es dem eher kleinen und ein wenig untersetzten Autodieb auch besonders leicht, ausgerechnet den Fahrlehrer zu beklauchen. Finanzielle Verluste würde der bestimmt Versicherte dadurch nicht erleiden, aber ohne Auto konnte er auch nicht arbeiten, und das würde sein Unternehmen einige Tage lahmlegen.

Aber es war für Hawkins natürlich nicht ganz ungefährlich, in seinem eigenen Viertel zuzuschlagen, man konnte ihn leicht erkennen. Er wusste nicht, ob Iabolo ihn kennen und erkennen würde, aber es war sicherer, bei der Arbeit nicht gesehen zu werden.

Deshalb hatte er auch lange nur beobachtet und gewartet, bevor er jetzt losschlagen wollte. Der Fahrlehrer musste sehr früh zu Bett gegangen sein, denn er hatte das Licht schon gegen 20 Uhr ausgeschaltet. *Ein wenig früh*, dachte sich Hawkins, der normalerweise nicht vor Mitternacht ins Bett stieg, und das unabhängig von seinem Job, der ihn meistens mitten in der Nacht aktiv werden ließ.

Das Objekt seiner Begierde stand in einem sehr kleinen Hinterhof, bei dem sich Hawkins auch immer wieder fragte, wie der Fahrlehrer es schaffte, auf dem wenigen Platz so perfekt zu manövrieren. Denn Iabolo fuhr immer vorwärts in den Hinterhof und kam auch vorwärts wieder heraus.

Das wollte Hawkins nicht riskieren, er wollte sich einfach nur beeilen und so rausfahren, wie es am einfachsten war. Bloß keine aufwendigen Wendemanöver starten, durch die Iabolo aufwachen konnte und so alles kaputt zu machen.

Den Durchgang zum Hinterhof hatte Trevor inzwischen erreicht, jetzt konnte er sich ein wenig entspannen, denn hier war es dunkel zwischen den Hauswänden. Es brannte auch kein Licht im Hof, aber der Profi hatte seine Hausaufgaben gemacht und fand sich auch so zurecht.

Es waren nur wenige Schritte, dann hatte er sein Ziel erreicht, der dunkle Mercedes stand vor ihm. Die Farbe konnte er nur erahnen, aber es war doch einigermaßen hell, denn der Mond stand hoch und versorgte Trevor mit ein wenig Licht, so dass dieser die Taschenlampe noch nicht einsetzen musste.

Iabolo hatte den Wagen wie üblich vorwärts eingeparkt, das hatte Hawkins beobachten können. Wieder konnte der Gangster nur staunen, wie knapp bemessen der Platz in diesem Hinterhof war. Konnte man hier überhaupt wenden? Der Fahrlehrer musste ein echter Könnler sein, denn Trevor Hawkins hatte schon ein wenig Sorge, ob er es schaffen würde, den Wagen unbeschadet rückwärts durch die enge Toreinfahrt zu bugsieren.

Aber das war jetzt egal, als erstes musste er das Auto aufbrechen. Da er Zeit und keine Störungen zu befürchten hatte, wollte er es mit seinem Spezialbesteck versuchen.

Das war eine Sammlung von Dietrichen, speziell für die gängigsten Autotypen, mit denen er die meisten Karossen aufbrechen konnte.

Trevor Hawkins wandte diese Methode nur selten an, er konnte schnell einen Alarm auslösen, denn die meisten seiner Ziele waren gesichert. Aber hier brauchte er sich keine Sorgen zu machen, der Mercedes war nicht mit einer Alarmanlage ausgerüstet, das wusste der Experte. Ein wenig naiv, dachte sich Trevor, aber wahrscheinlich rechnete Iabolo einfach nicht damit, dass ihm jemand sein wichtigstes Arbeitskapital entwenden würde.

Bevor sich Trevor an dem Schloss zu schaffen machte, horchte er noch einmal in alle Richtungen und sah sich genau um, aber es war nichts zu sehen oder zu hören. Also machte er sich an die Arbeit.

Für die deutschen Luxusmodelle mit dem Stern hatte Hawkins sogar mehrere Dietriche, denn diese Wagen standen bei seinen Kunden hoch im Kurs. Trevor führte zwar kein Buch, aber bei Mercedes Nr. 30 dürfte er inzwischen sein, dachte er sich. Eigentlich müsste ihm Daimler-Benz mal eine Provision zahlen, denn er kurbelte mit seinen Aktivitäten deren Umsatz kräftig an, schließlich musste für Ersatz gesorgt werden.

Der erste Dietrich passte nicht, aber den zweiten bekam er bereits in das kleine Loch, doch damit war noch nicht gewährleistet, dass er das Schloss auch öffnen konnte. Er drehte ein paar Mal wild hin und her, aber der Schlüssel griff nicht. Enttäuscht wollte er das Werkzeug wieder aus dem Schloss ziehen, als ihm etwas auffiel. Der Dietrich schien leichter geworden zu sein.

Hawkins ärgerte sich, wahrscheinlich hatte er ein Stück abgebrochen, damit war der Dietrich nicht mehr zu gebrauchen. Trotzdem zog er sehr vorsichtig an dem Werkzeug, denn er wollte das Schloss nicht ruinieren. Es dauerte auch nicht mehr lange und er hatte den Dietrich wieder herausgezogen, doch dann erlebte er eine große Überraschung.

Das Metall des Dietrichs hatte sich völlig aufgelöst. Nur noch den Rest des extralangen Stiels hielt Trevor Hawkins in der Hand, der Rest war weg, einfach verschwunden.

Trevor konnte es nicht fassen, so etwas war ihm noch nie passiert. Das Schlüsselloch musste mit Säure gefüllt sein, war sein erster Gedanke, aber er realisierte schnell, dass das auch nicht sein konnte. Aber was konnte der Grund für diese seltsame Veränderung seines Dietrichs sein?

Hawkins konnte es nicht sagen. Einen Augenblick hielt er inne, er überlegte, ob er es nicht doch lieber lassen sollte. Aber dann siegte seine Gier, und gleichzeitig seine Faulheit, denn ein anderes, geeignetes Objekt war schwer zu finden.

„Müssen wir halt schwerere Geschütze auffahren“, sagte er leise zu sich selbst, als er aus seiner Sporttasche eine Brechstange hervorholte. Es kam nicht darauf an, ob das

Auto völlig unversehrt war, und kleine Lackschäden interessierten eh nicht. Der Wagen wurde sowieso umlackiert und kleine Schönheitsfehler dabei repariert.

Und die waren unvermeidlich, denn der Versuch mit der Brechstange war schon grobe Gewalt. Viel mehr Angst hatte Hawkins davor, dass er gehört werden könnte, bevor er den Wagen anlassen und den Hinterhof verlassen konnte. Aber das Risiko wollte er eingehen, außerdem war er im Umgang mit der Brechstange recht gut.

Hawkins wusste, wo er ansetzen musste. Er nahm sich Zeit, suchte den Widerstand, dann drückte er zu und hörte etwas Knacken.

Im gleichen Augenblick schrie er auf, denn wieder stimmte etwas nicht. Der Widerstand war plötzlich weg und es sah so aus, als würde die Brechstange einfach so mitten im Lack stecken bleiben.

Trevor Hawkins hatte nur aufgrund der Überraschung geschrien, nicht weil er Schmerzen verspürte. Es war nicht einmal sonderlich laut gewesen, aber der Autodieb ahnte, dass es trotzdem zu viel gewesen war. Und die Bestätigung bekam er eine Sekunde später, denn über der Fahrschule, im 1. Stock, ging das Licht an.

„Verdammt“, sagte er zu sich selbst, schalt sich im Geist einen Narren und Anfänger. Aber er realisierte, dass es nun gefährlich wurde und er hier wegmusste. Er startete und wollte los, wollte die Brechstange einfach fallen lassen, aber es ging nicht.

Die Brechstange fiel nicht zu Boden, sie hing noch immer an dem schwarzen Mercedes. Aber viel schlimmer war, dass er die Brechstange nicht loslassen konnte. Seine Finger hatten sich um das Metall geklammert und ließen sich nicht mehr lösen.

Er überlegte, ob er sein Werkzeug versehentlich in einen Klebstoff eingetaucht hatte, doch dem war nicht so. Das Metall war auch nicht feucht, schmierig oder überhaupt klebrig. Es ließ den Mann nur nicht wieder los.

Wild riss Trevor Hawkins an der Brechstange, versuchte immer wieder auch seine Finger zu lösen, aber es ging nicht. Und aus dem Mercedes herausziehen ließ sich die Brechstange auch nicht, das hatte Hawkins schon mehrfach versucht.

„Wen haben wir denn da?“, hörte er plötzlich eine Stimme hinter sich sagen.

Trevor Hawkins wusste, wem die Stimme gehörte, er hatte sie auch so erkannt. Denn er konnte sich nicht umdrehen, wie festgefroren stand er auf seinem Platz.

„Wohnen Sie nicht hier in der Gegend?“, fragte ihn der Fahrlehrer weiter, der eine Taschenlampe bei sich trug und den verzweiferten Mann von der Seite anleuchtete.

„Nein, ich habe mich verlaufen, ich ...“

„Verlaufen, nein, das glaube ich nicht. Sie wollten meinen schönen Mercedes, nicht wahr?“

Iabolos Stimme hatte absolut selbstsicher geklungen, und das machte Trevor Hawkins fertig. Der Fahrlehrer hatte keine Angst auf einen Verbrecher zu treffen, nein, der Mann war absolut Herr der Lage und beherrschte die Situation nach Belieben. Aber

da war auch ein Unterton in der Stimme, der Trevor überhaupt nicht gefiel, der sich nach Tod und Verderben anhörte.

„Nein, Sie irren sich.“

„Ich irre mich nie. Sie wollten meinen Mercedes, aber nun hat er Sie. Ist das nicht lustig?“

„Ich finde das gar nicht lustig, ich muss irgendwo an einen Klebstoff herangekommen sein, ich komme hier nicht mehr los.“

„Kein Klebstoff, es ist der Wagen. Werfen Sie doch mal einen Blick auf Ihr Werkzeug, dann sehen Sie klarer.“

Trevor folgte dem Vorschlag und schaute wieder nach unten, nachdem er zuvor versucht hatte, in Iabolos schattenhaftem Gesicht etwas erkennen zu können. Da war etwas auf der Brechstange, was vorher nicht dort gewesen war. Es war wie ein Überzug über das Material, und es bewegte sich.

Es kroch langsam höher, auf Trevors Hände zu.

„Verdammt, was ist das?“

„Es ist der Wagen, das habe ich Ihnen doch schon erklärt.“

Es konnte nicht der Wagen sein, das macht keinen Sinn, dachte sich Trevor. Aber Iabolo hatte Recht, dieser dünne Überzug war schwarz, genauso schwarz wie der Mercedes.

„Helfen Sie mir bitte, ich will nicht, ich ...“

„Ich kann Ihnen nicht helfen, dafür ist es schon zu spät.“

Dieser Satz war endgültig gewesen, und spätestens jetzt wusste Trevor, dass es um sein Leben ging. Und dann spürte er es, denn das schwarze Etwas war auf seine rechte Hand überggesprungen.

„Ahhh, was ist?“, stammelte er, denn er verstand nicht, was hier geschah.

Etwas ungeheuer Kaltes hatte ihn berührt, als käme es direkt aus Sibirien. Es musste so ähnlich sein, als würde man seine Hand in flüssigen Stickstoff halten. Nur überlebt man das nicht lange, aber Trevor lebte noch, nur spürte er, wie die Kälte höher stieg.

„Nehmen Sie es weg, bitte“, bettelte er, und wäre dabei auf die Knie gefallen, wenn er es gekonnt hätte. Inzwischen hatte das schwarze Etwas seine Schulter erreicht und war kurz vor seinem Hals. Erst jetzt merkte Trevor Hawkins, dass er seinen rechten Arm und auch die Hand gar nicht mehr spürte.

Die Kälte war weg, aber auch das Gefühl, der Arm war wie tot. Und als Iabolo den Strahl der Taschenlampe wieder auf den Arm schwenkte, konnte Hawkins es erkennen. Der Arm war grau geworden, und ohne es genauer spezifizieren zu können, wusste Hawkins, dass der Arm tot war. Er war abgestorben, wie es bei Ästen eines Baumes passieren kann.

Erst jetzt reagierte Trevor Hawkins, wie er es schon vorher hätte tun sollen. Er wollte schreien, vielleicht hörte und rettete ihn noch jemand, doch außer einem leisen

Röcheln drang kein Laut mehr über seine Lippen.

Die schwarze Masse hatte den Hals des Mannes erreicht und wirkte genauso, wie sie es vorher mit dem Arm getan hatte. Sie tötete jegliches Leben, ohne dass einer der beiden Männer etwas dagegen tun konnte. Immerhin tat sie es schmerzlos, denn Trevor Hawkins musste nicht leiden. Von einer Sekunde zur nächsten war er tot, einfach so.

Für das schwarze Etwas war die grausame Arbeit erledigt, es löste sich wieder von dem Hals des Mannes und machte sich auf den Rückweg. Diesmal war es schneller, es dauerte keine zwei Sekunden, da war es wieder auf den schwarzen Mercedes übergesprungen, der vor seinem Besitzer stand, als ob nie etwas passiert wäre.

In der nächsten Sekunde löste sich die Spannung auf, die den Autodieb in seiner Position gehalten hatte. Zuerst ließen seine Hände die Brechstange los, die sofort danach mit einem leisen, metallischen Klirren zu Boden fiel. Bei Trevor Hawkins dauerte es länger, es schien, als würde eine magische Kraft ihn starr stehen lassen, doch nach und nach kippte der Körper und fiel dann rücklings zu Boden.

„Das hast du gut gemacht“, sagte Iabolo plötzlich und bewegte dabei seine Hand über den Lack des Autos, als wolle er den Mercedes streicheln. Mehr sagte der Mann nicht, sondern holte den Wagenschlüssel heraus und öffnete den Kofferraum.

Er war bis auf den Erste-Hilfe-Koffer, einen Wagenheber und ein Warndreieck leer. Der ganze Innenraum war mit schwarzem Stoff ausgelegt, und dort legte der Fahrlehrer den Autodieb hinein. Zuletzt warf er noch die Brechstange und die Tasche des Diebes in den Fond, dann schloss er den Kofferraum wieder ab, ohne noch einmal einen Blick auf den Toten zu werfen.

Morgen würden sich genug Gelegenheiten ergeben, die unbequeme Leiche loszuwerden, daher machte sich der Fahrlehrer keine weiteren Sorgen.

Am nächsten Morgen musste Mr. Iabolo sehr früh raus, denn seine erste Fahrschülerin hatte für 07.30 Uhr einen Termin, den konnte sie noch vor der Schule wahrnehmen.

An die Ereignisse der vergangenen Nacht dachte der Mann nicht mehr, die waren abgehakt. Nur die Leiche lag noch im Kofferraum und erinnerte an das, was mit dem Autodieb passiert war. An dem teuren Mercedes waren keine Spuren zu sehen, obwohl er mit der Brechstange angegangen worden war, ein Rätsel für sich.

Pünktlich um 07.20 Uhr saß der etwas undurchsichtige Mann in seinem Mercedes, der noch immer auf seinem Platz stand, als ob nichts passiert wäre. Noch bevor Iabolo den Wagen anließ, erhob sich der Mercedes plötzlich drei, vier Zentimeter in die Luft. Er blieb nur kurz in dieser Position, schon drehte er sich und stand wenige Augenblicke später in der richtigen Richtung in dem kleinen Hinterhof, so dass Iabolo einfach losfahren konnte.

Knappe 10 Minuten brauchte er zu seinem Ziel, das wusste er immer gut abzuschätzen. Das Verkehrsaufkommen stieg von Minute zu Minute, in einer weiteren

Stunde würde er vielleicht knapp die doppelte Zeit für die kurze Fahrt brauchen.

Pünktlich auf die Minute parkte er seinen Mercedes vor dem Reihenhaushaus, in dessen Einfahrt seine Schülerin schon auf ihn wartete. Mit einem unverbindlichen Lächeln stieg er aus und begrüßte das noch nicht ganz volljährige Mädchen.

„Guten Morgen, Miss Vance.“

„Hallo, Mr. Iabolo.“

„So, setzen Sie sich doch bitte.“

„Danke.“

Der Fahrlehrer hielt der brünetten Schönheit die Tür auf und ging erst danach um den Wagen herum, um sich auf seinen Platz zu setzen. Er musste auch nicht übermäßig darauf achten, ob sie alles richtig machte, denn für Elisabeth Vance war es bereits die achte praktische Fahrstunde. Demnächst waren eigentlich Überlandfahrten und der Highway dran, aber dazu würde es nicht mehr kommen, das wusste Iabolo.

Inzwischen hatte Elisabeth ihren Sitz und die Spiegel eingestellt, die Handbremse gelöst, das vorher gelöschte Licht wieder eingeschaltet und war nun dabei, den Schlüssel umzudrehen.

Wie immer brummte der Wagen ein wenig dumpf. Elisabeth, oder Lissa, wie sie von ihren Freunden gerufen wurde, hatte sich daran gewöhnt. Trotzdem war es nicht normal, denn von anderen Autos kannte sie diese Geräusche nicht. Doch das war ihr egal, als sie den Blinker setzte, noch kurz über ihre Schulter blickte, und dann anfuhr.

Sie beherrschte das Spiel mit Kupplung und Gas bereits nahezu perfekt, außerdem war sie sehr umsichtig, deshalb brauchte Iabolo nicht so genau aufpassen, wie er es bei einer blutigen Anfängerin zu tun hatte.

„An der nächsten Kreuzung fahren wir rechts“, sagte er in seinem gewohnt ruhigen Ton, so dass bei seinen Schülern nie eine Panik aufkam.

Lissa nickte, was Iabolo bemerkte, denn er schaute seiner Schülerin von der Seite ins Gesicht. Sie war wirklich bemerkenswert hübsch, außerdem wusste sie sich auch ohne teure Kleidung gut anzuziehen. Sie trug eine fransige Wildlederjacke, die nicht nur ein wenig an den Wilden Westen erinnerte, dafür aber hervorragend zu den schulterlangen, braunen Haaren passte.

Unter der westenähnlichen Jacke trug sie eine hellblaue Bluse und dazu eine passende Jeans, die ihre gut geformten Beine betonte. Dazu kamen ebenfalls blaue, halboffene Schuhe, die man jetzt so langsam wieder aus dem Schrank holen konnte, nachdem die Temperaturen gestiegen waren.

Obwohl er seine Schülerin eine Weile betrachtete, kamen keine sexuellen Gedanken bei dem Fahrlehrer hoch, so etwas kannte er gar nicht. Er dachte an etwas anderes, wenn er Elisabeth Vance so anschaute, aber das war nicht besser, eher im Gegenteil.

Das Abbiegen hatte Elisabeth inzwischen problemlos gemeistert, wobei Iabolo nur mit einem Auge hingesehen hatte. Jetzt musste er aber wieder etwas mehr aufpassen,

denn der Verkehr nahm merklich zu.

„An der nächsten Kreuzung fahren wir wieder rechts.“

„Da sind wir ja noch nie entlanggefahren, Mr. Iabolo, haben Sie heute etwas Besonderes mit mir vor?“

„Ja, natürlich.“

„Nicht schon wieder einparken, ich hasse das.“

Äußerlich schien Iabolo zu schmunzeln, aber das war nur Fassade. Stattdessen suchte er angestrengt die richtige Route, dorthin, wo sie ungestört waren. Sollte das Mädchen ruhig glauben, dass sie das Einparken üben sollte, denn das war ihr bisher größtes Manko.

„Sie kommen nicht um das richtige Einparken herum, deshalb müssen wir es immer wieder üben. So, da vorne bitte links.“

„In die Sackgasse?“

„Ja, warum nicht? Schließlich können wir auch wieder wenden.“

„Okay, dann in die Sackgasse.“

Iabolo hatte eine einsame Seitenstraße ausgesucht, in der um diese Zeit kein Auto unterwegs war, in London eher eine Seltenheit. Selbst am Fahrbahnrand standen nur wenige Fahrzeuge, damit war diese Straße ideal für seine Zwecke.

Elisabeth hatte gerade das Abbiegemanöver abgeschlossen und passte sich der vorgeschriebenen Geschwindigkeit an, denn hier waren nur 30 Stundenkilometer erlaubt.

Doch in der nächsten Sekunde bockte sich der Wagen geradezu auf und beschleunigte fast in einem Rutsch auf 60 km/h.

Elisabeth Vance schrie auf, und dies gleich aus zwei Gründen. Zum einen wurde sie von der plötzlichen Tempoerhöhung überrascht, denn sie war es gar nicht gewesen, die das Gaspedal so extrem durchgedrückt hatte. Zum anderen, weil das Lenkrad in dieser Sekunde so heiß wie eine Herdplatte wurde und sie sich sogar fast die Finger daran verbrannt hatte, nur ihre schnelle Reaktion hatte sie vor Schlimmeren bewahrt.

„Ahhh, was ist los, Mr. Iabolo?“

„Ja, meine Liebe, was ist denn?“

„Geben Sie so Gas? Und was ist mit dem Lenkrad, es ist so heiß, ich kann es nicht mehr anfassen? Ist das eine Übung?“

„Ha, ha, nein, das ist keine Übung.“

Iabolo lachte, während der Wagen immer schneller wurde. Der Fahrlehrer brauchte eine Geschwindigkeit von mindestens 100 km/h, sonst klappte es nicht. Und er wusste, diese Sackgasse war gerade lang genug, diesen Speed zu erreichen.

„Tun Sie doch etwas, wie werden immer schneller!“

Der Fahrlehrer sah seiner Schülerin die Verzweiflung an, doch er lachte nur und

amüsierte sich über ihre Angst und Hilflosigkeit. Schon sahen sie das Ende der Straße auf sich zufliegen, und dort stand ein Wohnhaus, genau dort wo sonst vielleicht die Straße weitergegangen wäre.

„Hilfe, wir rasen in das Haus, nein.“

Lissa schrie in ihrer Verzweiflung, während Iabolo nur umso dreckiger lachte. Das Mädchen wandte sich ab, soweit es ihr Gurt erlaubte, und hielt die Hände schützend vor das Gesicht. So konnte sie gar nicht mehr mit ansehen, wie Iabolo einen geheimnisvollen Knopf drückte, der sich unterhalb der Armaturen befand.

Zu diesem Zeitpunkt waren es nur noch sechs oder acht Meter bis zu dem Wohnhaus, ein gewaltiger Crash schien unvermeidbar. Doch es kam nicht mehr dazu, denn der schwarze Mercedes löste sich mit seinen beiden Insassen von einer Sekunde zur nächsten in Luft auf und verschwand einfach.

Ich hatte einen anstrengenden nächsten Tag, das lag vor allem an dem fordernden Vorlesungsprogramm. Schon um kurz nach 8 Uhr hatte es begonnen, und dann acht Doppelstunden, ein hartes Programm.

Als ich endlich fertig war, stand noch etwas anderes vor mir, nämlich die Fahrstunden. Ich war wirklich nicht begeistert, nach dem langen Tag noch das Autofahren zu üben, aber laut Mr. Iabolo machte es Sinn, also fügte ich mich. Schließlich war er der Experte auf diesem Gebiet.

Eigentlich war ich ja mit Terry verabredet gewesen, aber ich hatte unseren Termin verschieben müssen. Natürlich war sie nicht begeistert gewesen, aber als ich versprochen hatte, statt um 16.00 wenigstens um 17.00 Uhr Zeit zu haben, war es ok.

Sie wollte mit Tommy und mir ins Kino gehen, hinterher noch in einen Pub, das hatten wir schon seit einigen Wochen nicht mehr gemacht. Dabei würde sich auch die Gelegenheit ergeben, über dieses und jenes zu sprechen.

Ich fühlte die Müdigkeit in mir, als ich vor dem College stand und auf meinen Fahrlehrer wartete. Ich war diesmal etwas früher dran und hatte mich auf eine Bank in die noch kühle Frühlingssonne gesetzt. Aber immerhin schien sie, bisher hatten wir dieses Jahr viel Schnee und Regen gehabt, nur sehr wenig Sonnenschein.

Das Ausruhen tat mir gut, aber es konnte die Müdigkeit auch nicht völlig aus meinen Knochen vertreiben. Dabei konnte ich mich nicht mal richtig beschweren, denn die letzten Wochen war es sehr ruhig gewesen. Vorher war ich nämlich kaum einen Tag wirklich zur Ruhe gekommen.

Allerdings fragte ich mich, wie meine Erfahrungen mit dem Dämonius-Amulett in der Hölle angekommen waren. Inzwischen war ich mir sicher, dass mir die andere Seite das Amulett absichtlich zugespielt hatte, denn am Anfang hatte ich ja von seiner verheerenden Wirkung nichts gewusst. Girak, die Mörderpuppen und auch die Teufelszwerge, die mich in der Universität angegriffen hatten, waren dabei nur

Bauernopfer auf dem Weg zum großen Ziel gewesen.

Und beinahe hätten sie, wahrscheinlich waren das meine Erzfeinde Rufus und seine Hexe Yezinda, ihr Ziel auch erreicht. Immerhin konnte ich über diese Zeit noch ein halbwegs positives Fazit ziehen, schließlich hatte ich etliche Feinde vernichtet und kein Mensch war ernsthaft zu Schaden gekommen. Allerdings lastete die Schuld schwer auf mir, und ich würde eine Weile brauchen, sie wieder abzubauen. Wenn das überhaupt ging, fügte ich noch hinzu.

Diese Gedanken beschäftigten mich, während ich auf die vor mir liegende Straße starrte und auf meinen Fahrlehrer wartete. Ein kurzer Blick auf die Uhr sagte mir, dass es bereits zwei Minuten über die Zeit war, das wunderte mich ein wenig. Meine praktischen Erfahrungen mit der Fahrschule waren eher dürftig, doch eigentlich war gerade die absolute Pünktlichkeit ein besonders auffallendes Merkmal.

Auch bei meinem Bruder Steven war das so gewesen, der vor drei Jahren seinen Führerschein gemacht hatte. Er wurde immer von daheim abgeholt, nicht nur vom Fahrlehrer alleine, sondern eher von einem seiner Schüler, den Steven dann nach Hause bringen durfte. Vielleicht war das in der Großstadt anders, ich konnte es nicht sagen.

Ich wurde auch aus meinem Fahrlehrer persönlich nicht richtig schlau. Gewiss, er war freundlich und hilfsbereit, wie ich mir einen Fahrlehrer vorstellte. Aber irgendwie hatte ich immer den Eindruck auf eine Maske zu starren, als wäre das nicht der wirkliche Mr. Iabolo.

Aber genauer festmachen konnte ich dieses Gefühl nicht. Aufgefallen war mir allerdings, dass er vorwiegend weibliche Schüler hatte. Es waren nur zwei Jungs oder junge Männer in dem Kurs, der Rest war weiblich, zwischen 17 und gut 30 Jahren. Außerdem sprach er recht wenig mit seinen Schülern, auch mit mir hatte er sich bisher kaum unterhalten, die Gespräche nur auf das Nötigste beschränkt.

Noch einmal schaute ich auf die Uhr, jetzt war es bereits 15.35 Uhr, inzwischen fragte ich mich, ob Mr. Iabolo mich vergessen hatte. Ich wollte gerade mein Handy aus der Tasche ziehen, als er doch noch um die Ecke gefahren kam und wie üblich vor dem Gebäude hielt.

Er war wieder alleine, dabei hatte er doch so viel zu tun, so viele Termine nacheinander, wie er mir erzählt hatte. Na ja, das war ja nicht meine Sache, aber noch etwas fiel mir auf. Der Wagen war staubig, ein recht heller Staub oder Sand, der sich zumindest an den Reifen und dem unteren Teil der Karosserie festgesetzt hatte.

„Hallo, Miss Hyde, entschuldigen Sie bitte die Verspätung. Ich war gerade noch tanken, und das hat länger gedauert als sonst, weil es so voll war.“

„Das macht doch nichts, das kann ja jedem einmal passieren, kein Problem.“

„Sie bekommen natürlich trotzdem die volle Zeit, wenn das für Sie kein Problem darstellt.“

„Nein, das ist ok.“

„Gut, dann setzen Sie sich bitte, fahren wir gleich los.“

Er überließ mir seinen Platz und wechselte auf die andere Seite. Dabei fiel mir auf, dass er schwitzte, als hätte er sich körperlich angestrengt. War es nur die Angst unpünktlich zu sein, oder steckte mehr dahinter? Auf jeden Fall wirkte Iabolo gehetzt und ein wenig erregt, ich wollte es eigentlich nicht nur auf die Verspätung schieben. Doch ändern konnte ich es nicht, ich wollte jetzt einfach nur Auto fahren.

In aller Ruhe machte ich alle Schritte, die wir gestern geübt hatten. Die Handbremse hätte ich fast vergessen, doch ich dachte noch rechtzeitig daran, kurz bevor ich den Wagen anließ.

Als ich den Zündschlüssel drehte, schaute ich wie nebenbei nach unten auf meine Füße und die Pedale, dabei fiel mir noch einmal etwas auf. Auch dort befand sich Sand, Dreck oder Staub, in der gleichen Farbe, wie ich ihn bereits draußen bemerkt hatte.

„Der Wagen ist aber heute dreckig, wo waren Sie denn damit, Mr. Iabolo?“

Er schaute mich etwas gehetzt an und antwortete nicht. Es schien mir, als müsste er über eine Antwort nachdenken, trotzdem war es mehr ein Stammeln, das ihm wenig später entfuhr.

„Der Dreck? Oh, ja, das ist so, eine meiner Schülerinnen wohnt direkt neben einer Baustelle, dort muss ich mir den vielen Staub eingefangen haben. Da wird mal wieder eine Fahrt durch die Waschstraße fällig sein.“

„Ja, das denke ich auch, gerade auf dem schwarzen Lack finde ich es extrem hässlich.“

„Stimmt, so da vorne fahren wir rechts.“

Einige Minuten fuhren wir durch die Stadt, was mir keine Probleme bereitete, ich hatte den Wagen und auch die Kupplung inzwischen ganz gut im Griff. Mehr Sorgen bereitete mir mein Fahrlehrer, der nicht so ruhig wie sonst neben mir saß. Er wirkte noch immer gehetzt, und das konnte nicht mehr an der fünfminütigen Verspätung liegen, die war abgeharkt.

Ich hatte eher den Eindruck, er würde über die Route nachdenken, was mich wunderte, denn so viel wusste ich von Fahrschulen. Der Fahrlehrer machte seine Route bevor er sich ins Auto setzte, nicht während der Fahrt, denn das konnte Trainer und Schüler ablenken. Warum das heute nicht so war, ich konnte nur raten.

„Da vorne bitte rechts.“

Ich schaffte auch dies ohne Probleme, ohne zu ahnen, dass wir uns inzwischen auf der Route befanden, die Mr. Iabolo schon früher mit Elisabeth Vance gefahren war. Lange hatte er überlegt, ob es richtig war, diesen Weg noch einmal zu nutzen, doch andere für seine Zwecke geeignete Stellen wusste er keine mehr, bisher war er mit seinen fünf Schülerinnen schon fünf verschiedene Routen gefahren.

Ich achtete auf den Verkehr und die Straße vor mir und fuhr sehr vorsichtig, denn am Straßenrand sah ich immer wieder vereinzelt Kinder spielen. Schließlich wollte ich

ungern erst einen Ball und anschließend einen Jungen vor meinem Kühler wiederfinden.

Ich war hochkonzentriert und dachte an nichts Böses, als es geschah. Es war wie ein Blitz, der in meinen Kopf hineinfuhr, so dass ich das Lenkrad nicht mehr festhalten konnte und der Wagen gleichzeitig gefährlich ins Schlingern kam, direkt auf eine Gruppe von spielenden Kindern zu.

In der Hölle herrschte eine absolut gedrückte Stimmung, und das lag an Clarissa Hyde. Rufus und Yezinda hatten einen gewagten Plan in die Tat umgesetzt, doch sie waren gescheitert. Und zwar auf der ganzen Linie, denn am Ende standen sie mit leeren Händen da.

Angefangen hatte es damit, dass Yezinda ihre Erzfeindin Clarissa auf das Dämonius-Amulett angesetzt hatte, anonym natürlich. Diese gefährliche und geheimnisvolle Waffe war offensichtlich jedes Risiko wert, auch wenn das Ganze nur eine Falle sein konnte.

Es war auch eine, aber anders, als es sich Clarissa und ihre Freunde je hätten vorstellen können. Clarissa kam in den Besitz des Amuletts und hatte plötzlich eine Waffe, mit der nahezu jeder Dämon zu bezwingen war, doch gerade das war der Plan des Bösen.

Denn das Amulett hatte unangenehme Nebenwirkungen, es speicherte nämlich die dämonischen Energien und übertrug sie auf seinen Träger. So veränderte sich Clarissa mehr und mehr, bis zu einem Punkt, an dem sie schon fast mehr Dämon als Mensch war.

Sie hätte jetzt nur noch einen Mord begehen müssen, einen Unschuldigen, irgendeinen Menschen töten, vielleicht einen ihrer Freunde. Sie hätte es auch getan, doch die Magie der Todesgöttin Kali hatte es verhindert. Dabei war das Amulett zerstört worden, ebenso wie seine Magie und auch der Plan des Bösen.

Aber das war nicht alles. Die Hölle hatte mit dem Dorf Swampville einen Vorposten auf der Erde verloren, außerdem den dämonischen Zwerg Girak, der so etwas wie ein geschicktes Bauernopfer werden sollte, aber die Rechnung ging nicht auf. Die vielen anderen Dämonen, Zombies, Teufelszwerge und Mörderpuppen spielten dabei in der Abrechnung der Hölle kaum eine Rolle, denn es gab genug von ihnen.

Um den Verlust des Amuletts wurde allerdings eher wenig getrauert, eigentlich waren die meisten Dämonen und auch der Teufel selbst froh, dass diese Waffe endlich zerstört worden war. Nur die Art und Weise, und dass es mehr oder weniger durch ein paar Menschen passiert war, dies konnte das Böse nicht gut akzeptieren.

Die Audienz bei seinem Meister, dem Herren der Hölle, hatte Rufus schon hinter sich. Es war eine Abfuhr sondergleichen gewesen, wie sie nur Asmodis aussprechen durfte, jeder andere wäre dafür von Rufus sofort vernichtet worden.

Und die Worte hatten ihre Wirkung nicht verfehlt, man konnte meinen, Rufus wäre

dabei geschrumpft. Zumindest fühlte er sich so, nicht mehr wie die rechte Hand des Teufels, sondern wie ein unwürdiger und nichtsnutziger Lakai. Es war ihm auch nicht gelungen, die ganze Schuld auf Girak oder Yezinda abzuwälzen, jeder ranghohe Dämon wusste Bescheid, und der Teufel natürlich erst recht.

Yezinda war nicht einmal dabei gewesen, sie hielt sich lieber im Hintergrund. So bestand nicht die Gefahr, dass sich Rufus von einer Sekunde zur nächsten überlegen könnte, ob er seine erste Hexe noch brauchen würde oder nicht. Es sollte erst einmal ein wenig Gras über die Sache wachsen, dann würde sie sich auch wieder an seiner Seite zeigen.

Deshalb war Rufus auch jetzt ganz alleine, saß auf seinem Thron, in dem er auch gesessen hatte, als er über Girak das Urteil gefällt hatte. Eigentlich liebte er den Prunk und zeigte seine Macht deutlich nach außen, doch zurzeit war ihm nicht danach. Stattdessen überlegte er, wie er seine Scharte auswetzen konnte.

Dabei stand der Name Clarissa Hyde über allem, er musste sie unbedingt besiegen. Sie hatte ihm schon viel zu viel Schaden zugefügt, angefangen mit der Vernichtung einer seiner Welten, in der er Schiffbrüchige gequält hatte.³

Mehrfach hatte er versucht, Clarissa oder ihre Freunde zu töten, doch bisher hatten er und Yezinda immer versagt. Natürlich wussten das auch die anderen Dämonen, die den Kampf zwischen Rufus und der weißen Hexe mit großem Interesse verfolgten.

Denn Freunde unter den Dämonen gab es keine. Es gab Hierarchien, Führer und Untergebene, doch keine Freunde. Jeder hoffte darauf, dass der andere stolperte, obwohl sie doch in der Regel das gleiche Primärziel hatten, die Unterdrückung der verhassten Menschheit. Doch zu einer Kooperation kam es in der Regel nicht, dafür war der Hass unter ihnen zu groß.

Besondere Freude kam dann auf, wenn es große Kämpfe zwischen den Dämonen oder zwischen den Dämonen und den Menschen gab. Sie wurden genauestens beobachtet, denn eventuell konnte man später den Verlierer beerben oder sogar den angeschlagenen Sieger auf dem falschen Fuß erwischen und zwei Fliegen mit einer Klappe erschlagen.

So war es auch diesmal gewesen, doch für die meisten Dämonen hatte sich nicht viel verändert. Für sie war die Auseinandersetzung zwischen Rufus und Clarissa Hyde eher wie ein Unentschieden gewesen, doch wenn es einen Verlierer gab, dann war es die rechte Hand des Teufels.

Die Häme und den Spott musste er sich anhören, außerdem merkte er, wie es wieder mehr kleine Rängeleien im Hintergrund gab, durch die sich einzelne Dämonen mehr Macht aneignen wollten. Sie taten das auf Kosten von Rufus, der sich zurzeit nicht gut zur Wehr setzen konnte, erst musste er seine Wunden lecken.

Einer dieser Neider und Quälgeister war Eaglus, der Führer der Vogelmenschen und gleichzeitig der inoffizielle Anführer aller Tierdämonen, einer sehr großen und

mächtigen Gruppe von Schwarzblütlern. Und als ob es Rufus geahnt hätte, es war dieser Eaglus, der die rechte Hand des Teufels telepathisch kontaktierte und eine Audienz verlangte.

Mir schossen wie wild Bilder durch den Kopf, es war eine Vision. Den Blick für die reale Welt hatte ich verloren, so bekam ich auch nicht mehr mit, was um mich herum passierte.

Der Wagen wurde langsamer, da ich das Gaspedal nicht mehr durchtrat, aber er stoppte leider nicht. Dafür verließ er seine Spur und zog nach rechts rüber, auf die andere Spur, wo uns zum Glück kein Verkehr entgegenkam. Aber der Wagen fuhr weiter, von der Straße runter und direkt auf eine Gruppe seilhüpfender Kinder im Alter zwischen sechs und neun Jahren zu.

Ich konnte nicht eingreifen, aber zum Glück reagierte Mr. Iabolo. Dosierte trat er auf die Bremse und griff gleichzeitig zu mir herüber und zog das Lenkrad zu sich, so dass der Wagen einige Meter weiter, allerdings auf der rechten Seite, endlich zum Stehen kam.

Ich hörte noch das leise Stöhnen meines Nachbarn, während ich mich gerade wieder auf dem Rückweg in die normale Welt befand. Mein Kopf schmerzte, ich spürte ein Tuckern, das mich vom Geräusch her an einen alten Generator erinnerte, der sich nur leider in meinem Kopf befand.

„Miss Hyde, was ist mit Ihnen?“, hörte ich die besorgt klingende Stimme meines Fahrlehrers, die sich allerdings so anhörte, als wäre der Sprecher in Watte gepackt worden.

„Ahhh, mein Kopf“, stöhnte ich und merkte, wie ich langsam wieder zu mir kam.

„Was ist passiert?“

„Ich, ich weiß es nicht“, stammelte ich, während ich die Augen öffnete und mich wunderte, wo wir waren. Wir standen, aber ich wusste nicht, weshalb.

„Was war los?“

„Das würde ich gerne von Ihnen wissen. Sie haben plötzlich aufgeschrien und das Lenkrad losgelassen. Ich konnte den Wagen so eben noch stoppen, sonst hätten wir eine Gruppe von Kindern erwischt.“

„Mein Gott“, sagte ich nur, und meine Überraschung und Betroffenheit war nicht gespielt. Ich realisierte, dass das Autofahren speziell für mich auch ein Risiko sein konnte, denn die Visionen nahmen darauf leider keine Rücksicht.

„Was ist mit Ihnen passiert, leiden Sie vielleicht an Epilepsie?“

„Nein, das nicht. Es ist etwas Ähnliches, kommt aber nur sehr selten vor.“

„Lassen Sie uns besser wechseln, ich glaube nicht, dass Sie schon wieder in der Lage sind, Auto zu fahren.“

„Nein, warten Sie bitte noch, ich brauche noch einen Augenblick.“

Er antwortete nicht mehr, sondern akzeptierte meinen Wunsch. Ein wenig widerwillig wie ich vermutete, aber das konnte ich nicht beweisen. Ich hatte auch einen speziellen Grund für meine Bitte gehabt, denn ich musste die Vision erst verarbeiten.

Viele Bilder hatte ich in der sehr kurzen Zeit gesehen, die nun ein Chaos in meinem Kopf hinterlassen hatten, das ich erst wieder ordnen musste.

Was hatte ich gesehen? Es war ein Auto gewesen, jener Mercedes in dem ich gerade saß. Doch nicht ich war am Steuer gewesen, sondern eine junge Frau, ungefähr in meinem Alter. Sie hatte braune Haare gehabt, mehr hatte ich nicht von ihr im Innenspiegel erkennen können. Dafür hatte ich ihren Schrei gehört, ein Schrei, der Überraschung und Schmerz in sich vereinigte, allerdings hatte ich den Grund nicht feststellen können.

Dafür spürte ich eine große Furcht, die sich immer mehr steigerte, wobei ich das Gefühl hatte, Abläufe von Minuten in Sekunden oder sogar Sekundenbruchteilen zu erleben. Neben mir sah ich Mr. Iabolo, meinen Fahrlehrer, der aber nun nicht mehr das unbestimmt freundliche Gesicht zeigte, sondern eine böse Fratze, die sich zu einem diabolischen Grinsen verzogen hatte.

Gleichzeitig wurde mir bewusst, dass niemand das Auto steuerte, denn ich oder das junge Mädchen, durch dessen Augen ich alles sah, hielt das Lenkrad nicht mehr fest. Trotzdem fuhr der Wagen weiter geradeaus ohne seine Spur zu verlassen. Aber darin lag das nächste Problem, denn der Wagen wurde immer schneller und schoss geradezu auf ein Haus zu, das plötzlich mitten auf der Straße aufzutauchen schien.

Ich hatte das Gefühl, meinen eigenen Atem anzuhalten, obwohl ich gar nicht wusste, ob ich das in einer Vision konnte. Vielleicht war es auch die junge Frau, die kurz vor einem Anfall von Panik stand. Ich rechnete mit einer Explosion, mit einem gewaltigen Crash und vielen Toten, doch nichts geschah.

Blitzartig hatte sich die Szenerie gewandelt und der Mercedes befand sich mit seinen Insassen nicht mehr auf der Straße, sondern in einer wüstenähnlichen Umgebung, wobei der Untergrund keine asphaltierte Straße mehr war, sondern kaum noch den Namen Trasse verdient hätte.

Wieder fiel mein Blick in der Vision nach links, auf den Fahrlehrer. Er lachte, wobei ich nicht einmal sagen konnte, ob ich etwas hörte, denn in diesem Augenblick löste sich die Vision auf und ich fand mich mit Kopfschmerzen in der Realität wieder.

Die Bilder waren schlimm gewesen, aber noch schlimmer waren die Gedanken, die ich mir jetzt machte. Mal zeigten meine Visionen etwas, was schon passiert war, manchmal zeigten sie etwas, was gerade passierte, manchmal erlaubten sie mir sogar einen Blick in die Zukunft.

Ich konnte nicht sagen, was es diesmal war, aber ich hatte noch andere Informationen, die mir eine Hypothese ermöglichten. Da war die Unruhe meines Fahrlehrers und seine Verspätung, dies deutete alles auf eine Art Stress hin, der

wahrscheinlich nur Sinn machte, wenn das, was ich gesehen hatte, vor nicht allzu langer Zeit passiert war.

Außerdem erinnerte ich mich an den Staub, der vor allem die Unterseite des Wagens bedeckt hatte. Und er passte gut zu der Wüstengegend, die ich eben noch durch fremde Augen gesehen hatte.

Dabei dachte ich noch einmal über Iabolos Entschuldigung nach, er hätte getankt. Ich wusste, wo sich die Tankanzeige befand, die auch etwas anzeigte, denn der Motor war noch an. Dort sah ich eine Benzinmenge von ungefähr 25 %, und das gab mir ebenfalls zu denken. Bestimmt war Iabolo vorher nicht tanken gewesen, denn dann hätte er vollgetankt.

Was hatte das alles zu bedeuten? Wer war dieser Mann neben mir wirklich? Und was war mit der Frau passiert, die er schon entführt haben musste? Hatte er mit mir das gleiche vor? Ich musste davon ausgehen, doch es konnte gut noch mehr Opfer geben, noch wusste ich viel zu wenig.

Mit jeder weiteren Sekunde fühlte ich mich unwohler, ich fühlte mich eingesperrt und wollte sofort aus dem Auto heraus. Mit der linken Hand griff ich nach dem Gurtschloss, mit der rechten Hand nach der Tür, deren Griff ich sofort fand und betätigte, doch ich wurde grausam enttäuscht.

Die Tür ließ sich nicht öffnen, und auch der Gurt ging nicht mehr auf. Ich war gefangen.

Rufus konnte seinem Intimfeind diesen Wunsch nicht abschlagen, also sagte er telepathisch zu. Es dauerte auch nicht mehr lange, nur drei, vier Sekunden vielleicht, da materialisierte sich nur drei Meter von seinem Thron entfernt eine hässliche Kreatur.

Es war wirklich Eaglus, eine Mischung aus Mensch und Adler, der zuletzt durch geschickte Bündnisse viel Macht gewonnen hatte und nicht mehr nur der Führer der Vogelmenschen war. Die anderen Tierdämonen wie Arachnia, die Königin der Spinnen, akzeptierten ihn als einen gemeinsamen Vertreter.

Eaglus sonnte sich in dieser Macht und nutzte jede Gelegenheit, sie zu vergrößern. Zurzeit wie viele andere Dämonen auf Kosten von Rufus, der nicht nur an Macht, sondern auch an Ansehen verloren hatte.

Rufus und Eaglus waren Gegenspieler, denn die Tierdämonen gehörten nicht der Hierarchie der Hölle an, sie waren Außenseiter, die aber auch ihre Daseinsberechtigung einforderten. Und damit waren Konflikte vorprogrammiert.

„Sei mir begrüßt, Rufus“, ergriff Eaglus das Wort, während er sich langsam auf Rufus zu bewegte und dabei eine Verbeugung andeutete.

Rufus wusste, dass dies nur seiner Verhöhnung dienen sollte und keine wirklich Ehrerbietung war. Doch derzeit fühlte er sich nicht in der Lage, sich dagegen zur Wehr zu setzen.

„Was willst du, Vogelmensch, warum stiehlt du meine Zeit?“

„Du hast keine Zeit? Bitte verzeihe mir, wenn ich dich störe, ich wollte mit dir sprechen, mächtiger Rufus.“

„Mach es kurz!“

„Du erinnerst dich sicherlich, wir hatten vor einiger Zeit schon mal ein ähnliches Gespräch geführt, es ging dabei um Clarissa Hyde?“⁴

„Ich erinnere mich genau daran Eaglus, was willst du?“

„Die weiße Hexe ist zu einem Problem geworden, das stetig weiter anwächst. Meine Freunde, die Tierdämonen, sehen ihre Bedrohung und warten gespannt darauf, wann die Hölle dieses Problem endlich aus der Welt räumt. Du hattest mir damals versprochen, dies zu erledigen und von einem gewaltigen Plan gesprochen. Doch, ich glaube, dieser Plan ist nach hinten losgegangen. Kann das sein?“

„Ich werde das Problem Clarissa Hyde lösen, Vogelmensch, warte nur ab.“

„Da liegt unser Problem, wir müssen zu lange warten. Außerdem bekommen meine Freunde den Eindruck, dass die rechte Hand des Teufels ihre Versprechen nicht einhält. Clarissa sollte längst vernichtet sein, doch stattdessen vernichtet sie ständig weiter mächtige Dämonen. Wir sind es nun überdrüssig geworden, auf die Hölle zu vertrauen, wir werden uns der Sache annehmen.“

„Du meinst, du willst Clarissa selbst töten?“

„Nicht ich, mit so etwas mache ich mir die Hände nicht schmutzig. Ich werde meine Vogelmenschen ausschicken, die werden das erledigen. Sie finden Clarissa Hyde, wo sie auch ist, und vernichten sie.“

„Du stellst dir das sehr einfach vor?“

„Meinen Vogelmenschen ist noch niemand entkommen, im Gegensatz zu deinen unfähigen Teufelszwergen.“

„Was ...?“, fuhr Rufus halb aus seinem Thron hoch, beruhigte sich aber schnell wieder. Ihm fehlten die richtigen Argumente, so konnte er es schlecht mit Eaglus aufnehmen. Trotzdem dachte er darüber nach, wie ein Kampf zwischen seinen Zwergen und den Flatterviechern seines Gegenübers aussehen würde.

Andererseits, was konnte Rufus verlieren? Wenn Eaglus gegen Clarissa verlor, dann war seine eigene Position wieder etwas gefestigt und dieser Emporkömmling wieder auf Normalgröße verkleinert. Und wenn er es zufällig schaffen sollte, dann war wenigstens das Problem Clarissa Hyde aus der Welt geschafft. Und mit Eaglus würde er hinterher schon fertig werden, da machte sich Rufus keine Sorgen.

„Gut, Eaglus, tue was du nicht lassen kannst. Ich werde aufmerksam beobachten, wie sich deine Diener gegen die weiße Hexe halten.“

„Das kannst du machen. Nur kannst du schon damit rechnen, wenn ich fertig bin, komme ich wieder vorbei. Dann reden wir über eine Neuordnung der Macht, denn wir Tierdämonen sind damit nicht zufrieden.“

Für Eaglus war das Gespräch damit beendet, eine Reaktion auf seine indirekte Drohung wartete er nicht mehr ab. Zwei Schritte trat er wieder von dem Thron zurück, dann löste sich sein Körper mitten in der Bewegung genauso plötzlich auf, wie er vorher erschienen war.

„Wir werden noch miteinander abrechnen, Eaglus, da kannst du dir sicher sein, ha, ha.“

Das Lachen dröhnte durch die Dimensionen des Schreckens und machte jedem, der es hörte, klar, dass Rufus noch lange nicht am Ende war. Seine Zeit würde wiederkehren, vielleicht schneller, als es den meisten lieb sein konnte.

Meine erste Reaktion war Enttäuschung, damit hatte ich nicht gerechnet. Ich wusste, dass man nicht einfach so die Tür schließen konnte, eine Kindersicherung hatte der Wagen vorne auf der Fahrerseite nämlich bestimmt nicht.

„Ha, ha, enttäuscht?“, fragte mich Iabolo, dessen Gesicht dabei zu einem fiesem Grinsen verzogen worden war.

„Ich will hier raus.“

„Warum?“

„Weil ich ihre Machenschaften durchschaut habe.“

„Ja, was für Machenschaften denn?“

„Sie entführen junge Frauen in eine fremde Dimension.“

Ich wollte nicht schauspielern, sondern mein Gegenüber provozieren und sagte deshalb einfach das, was ich dachte und wusste oder ahnte. Vielleicht machte er so einen Fehler, außerdem wollte ich ihm ein wenig seine Selbstsicherheit nehmen.

„Woher weißt du das, du Miststück?“

Ich hatte voll ins Schwarze getroffen, Iabolo machte nicht einmal einen Versuch, zu leugnen. Nun galt es, den Ball hoch zu halten, um noch mehr Informationen zu bekommen.

„Ich weiß es halt. Was machen Sie mit den Frauen, sie umbringen?“

„Ich dachte, du bist so gut unterrichtet? Ich brauche sieben Frauen, um sie dem Teufel zu opfern, das ist alles.“

Er hatte es so trocken gesagt, für ihn war das wirklich nichts Außergewöhnliches. Beweise hatte ich noch keine, aber ich rechnete damit, einen Dämon vor mir zu haben. Allerdings einen Dämon, der mich nicht kannte, was nur ein Vorteil sein konnte.

„Der Plan ist aufgefliegen, lassen Sie mich lieber frei, und die anderen auch.“

„Freilassen? Ha, ha, du hast Vorstellungen? Ich möchte viel lieber wissen, woher du so gut informiert bist. Wer oder was bist du?“

„Das möchten Sie gerne wissen, nicht wahr? Aber da haben Sie Pech, ich habe mir nämlich vorgenommen, nicht darüber zu sprechen.“

Er schaute mich lauernd an und schien zu überlegen, wer ich war und woher mein

Wissen über ihn kam. Gleichzeitig sah ich aber auch, wie sein Gesicht eine leicht rötliche Färbung bekam, er kochte innerlich, denn ich war ihm ziemlich direkt entgegengetreten, obwohl ich zurzeit in der schlechteren Position war.

„Du bist etwas Besonderes, das habe ich gleich gespürt. Eigentlich wollte ich dich gar nicht mit dazunehmen, es ist, als ob ich so etwas geahnt hätte. Doch du bist Nummer 7, ohne dich geht es nicht. Rede endlich, wer bist du?“

„Nein!“

Dafür bekam ich eine gewischt, nicht übermäßig hart, es sollte wohl eher eine Warnung sein. Trotzdem flog mein Kopf zur Seite und ich war sicher, dass zumindest ein blauer Fleck als Erinnerung bleiben würde.

„Willst du endlich reden?“

„Da können Sie lange warten.“

„Gut, dann ist es auch egal. Du wirst mit den anderen Mädchen sterben, ich habe schon genug Zeit mit dir verloren.“

Der Satz klang wie ein Startsignal und tatsächlich, der Wagen bewegte sich plötzlich wie von Geisterhand. Alles lief automatisch, das Schalten, das Beschleunigen, selbst der Blinker arbeitete wie ironisch von selbst. Direkt vor meinen Augen bewegte sich das Lenkrad, ohne dass eine Person es berührte.

Iabolo musste meinen verwirrten Blick wohl bemerkt haben, denn er sprach mich wieder an.

„Ja, dieser Wagen ist etwas Besonderes. Er kommt direkt aus der Hölle und reagiert zusätzlich auch auf geistige Befehle. Er hat eine gewaltige Magie und ist nicht zu zerstören.“

Ich teilte seine Begeisterung nicht, sondern überlegte, was ich tun könnte. Die Lösung lag vor mir, das Lenkrad, aber ich hatte kein gutes Gefühl dabei. Etwas stimmte nicht, und der Kommentar meines Fahrlehrers bestätigte meine schlechte Vorahnung.

„Denk gar nicht daran, das Lenkrad anzufassen. Es ist so heiß, als ob es in das Höllenfeuer getaucht worden wäre. Es sei denn, du möchtest dir daran die Hände verbrennen, ha, ha.“

Das wollte ich nicht, aber ich hatte eine andere Idee. Ich trug eine recht dicke Jeans, die würde die Hitze hoffentlich lange genug aushalten, denn ich wollte mit meinem Knie die Fahrrichtung verändern. Ich musste nur noch auf den richtigen Augenblick warten, denn ich wollte keine unschuldigen Menschen in Gefahr bringen. Als dann am linken Fahrbahnrand ein einsamer, geparkter blauer Rover auftauchte, schlug ich zu.

Blitzschnell riss ich mein rechtes Knie hoch und erwischte das Lenkrad, das sich zuletzt immer nur leicht bewegt hatte. Gleichzeitig spürte ich die enorme Hitze, die mich auch durch den Stoff der Hose erreichte.

Aber ich erreichte mein Ziel, bevor Iabolo eingreifen konnte. Der Mercedes verließ

seine Spur und schoss auf den Rover zu, auch Iabolo konnte nichts mehr dagegen tun. Ich riss mir die Arme vors Gesicht, um mich notdürftig zu schützen, aber es kam anders.

Es kam zum Zusammenprall, der sich zumindest außerhalb des Mercedes grauenhaft anhörten musste. Im Inneren bekamen wir aber kaum etwas davon mit, und das, obwohl der Mercedes den nicht gerade kleinen Rover voll aufgespießt und ein paar Meter weit geschleudert hatte.

„Was sollte das?“, schrie Iabolo wutentbrannt, während er nach vorne starrte, um den Wagen telepathisch zu stoppen.

Ich antwortete nicht, sondern versuchte zu verarbeiten, was ich erlebt hatte. Dem Mercedes war nicht beizukommen, er schien wirklich direkt aus der Hölle zu kommen. Da ich nicht reagierte, sprach der Fahrlehrer weiter.

„Noch einmal wirst du das nicht tun, du kleines Miststück. Ich werde dir keine Gelegenheit mehr dazu geben.“

Es war eine Drohung, und er setzte sie sofort um. Plötzlich bewegte sich mein Gurt, umschlang meinen freien Arm und zog sich dann fest, so fest, dass ich mit einem riesigen Druck in den Fahrersitz gedrückt wurde.

„Aaaargh“, röchelte ich, denn der Gurt spannte sich auch an meinem Hals entlang, so dass ich nicht mehr sprechen und auch keine Luft mehr holen konnte.

„Das hast du dir selbst zuzuschreiben, aber keine Sorge, so schnell wird dich der Luftmangel nicht töten. Vielleicht hast du Glück, und wir sind vorher am Ziel, ha, ha.“

Ich hätte ihn mit meinen Händen umbringen können, aber ich konnte kaum einen Finger rühren. Der Druck des Gurts war gewaltig und ich spürte bereits, wie sich an seiner ganzen Länge entlang Druckstellen bildeten. Schlimmer war aber, dass ich wirklich keine Luft mehr bekam.

Ich konnte den roten Streifen an meinem Hals nicht sehen, ihn aber spüren. Viel Zeit würde mir nicht mehr bleiben, ich musste etwas tun, denn Abwarten kam nicht in Frage. Nur meine geistigen Kräfte konnten mich noch retten, doch wie?

Dem kräftigen Mann konnte ich nichts anhaben, und das Auto ließ sich nicht stoppen. Als Quittung für den ersten Versuch sah ich den dunklen Brandfleck auf meiner Jeans, die zum Glück lange genug gehalten hatte, so dass die Haut nicht zu sehr in Mitleidenschaft gezogen worden war.

Ich muss den Gurt loswerden, doch wie? Vielleicht kontrollierte Iabolo den Verschlussmechanismus nicht mehr, das wäre eine Chance, wahrscheinlich die Einzige für mich.

Ich konzentrierte mich, denn es würde nicht leicht werden, doch ich wusste, dass ich es schaffen konnte. Ohne ihn zu sehen, muss ich den Knopf nach unten bewegen, also setzte ich alle Kräfte ein, um den Knopf vor meinem geistigen Auge sehen zu können.

Ich schaffte es, er erschien, ich konnte ihn sehen. Nun musste ich ihn noch drücken,

Kraft aufwenden, und das, wo ich selbst kaum noch Kraft hatte. Ich spürte bereits, eine Ohnmacht auf mich zukommen, doch mein Überlebenswille ließ mich weiterkämpfen, und ich drückte den Knopf im Geiste herunter.

Ich wagte es kaum zu hoffen, doch in der gleichen Sekunde bewegte sich auch der reale Schalter nach unten und ließ den Gurt zurückschnallen.

Luft, ich bekam wieder Luft. Es war schon fast schmerzhaft, wie die Luft sich wieder einen Weg durch meinen Hals bahnte, aber meiner Lunge tat es gut. Doch auch Iabolo reagierte.

Zunächst mit einem ungläubigen Blick, denn er konnte nicht erkennen, wie ich den Gurt gelöst hatte. Wieder sah ich die Wut in ihm aufsteigen, jetzt musste ich mich wehren.

Meine linke Hand schmerzte noch immer, doch sie war wieder frei. So schnell es ging, schlug ich ohne weiteres Ausholen mit der Handkante zu, doch ich war zu langsam. Der Luftmangel hatte mich zu sehr geschwächt, zu einem Kampf war ich noch gar nicht wieder fähig.

Ein wenig wie durch Watte sah ich, wie Iabolo meinen Schlag problemlos abwehrte. Aber dabei ließ er es nicht bewenden, viel schneller als ich reagieren konnte schlug er selbst zu. Ich sah die Faust nur noch im allerletzten Moment, da explodierte sie schon in meinem Gesicht.

Iabolo sah mit Genugtuung, wie seine Schülerin Clarissa Hyde von der Faust getroffen in sich zusammensackte. Praktischerweise hatte sich ihr schlaffer Körper dabei gegen die Fahrertür gelehnt, so dass sie sich auch nicht mehr am Lenkrad verbrannte.

Sie würde eine Weile bewusstlos bleiben, Iabolo wusste seine Kraft richtig einzuschätzen. Dabei fragte er sich, wer diese Clarissa Hyde war. Sie musste etwas Besonderes sein oder etwas Besonderes an sich haben, doch was war es? Von der Polizei konnte sie kaum sein, denn Iabolo war sich ziemlich sicher, bei der Polizei noch unbekannt zu sein.

Einmal im Jahr musste er seinen Tribut an den Teufel leisten, und jedes Mal wechselte er danach seine Basis. Zuletzt war es Deutschland gewesen, jetzt London, so würde ihn die Polizei so schnell nicht erwischen.

Aber diese Clarissa war nicht ungefährlich. Es waren nicht ihre körperlichen Kräfte, die Iabolo Sorgen machten, sie schien geistige Kräfte zu haben, denn anders hätte sie sich kaum von dem Gurt befreien können. Iabolo hätte sie ohnehin nicht sterben lassen, er hätte noch eine Weile gewartet und sie befreit, nachdem sie durch den Luftmangel bewusstlos geworden wäre.

Er hätte sich den Mord jetzt schon auch gar nicht leisten können, er brauchte sie. Er hätte zwar notfalls noch ein anderes Opfer finden können, doch das war mit erhöhtem Aufwand und mehr Risiko verbunden. So war es besser. Aber ein Opfer musste er

hinterher noch holen, Clarissa war erst die Nummer sechs.

Immerhin hatte er noch genug Zeit, bis zu seinem nächsten Termin, doch er wollte nur ungern wieder zu spät kommen, er durfte nicht zu viel trödeln.

Mit Hilfe seiner Gedanken konnte er das Auto steuern, das sich daraufhin wieder in Bewegung setzte. Zunächst rückwärts, denn das zerstörte Etwas, das einmal ein Rover gewesen war, lag noch vor dem Mercedes.

Er war froh, diesen guten Wagen zu haben, der von dem schlimmen Unfall keine Schramme davongetragen hatte. Doch möglicherweise hatte jemand den Unfall bemerkt? Gesehen hatte Iabolo niemanden, doch sicher konnte er da nicht sein. Sicherheitshalber sollte er später lieber eine ganz andere Route nehmen, um nicht noch mehr aufzufallen, doch jetzt musste er so weitermachen, wie er es geplant hatte.

Einmal musste er nur noch abbiegen, dann befand er sich schon wieder auf der gleichen Straße, auf der er heute Morgen auch Elisabeth Vance entführt hatte. Wieder beschleunigte der Wagen nur auf den geistigen Befehl hin und sauste durch die kleine Sackgasse. Und wieder verschwand der Mercedes ins Nichts, kurz bevor er in das einsame Wohnhaus rasen konnte.

Iabolo kannte die Dimensionsreisen, es war bereits die elfte für ihn heute, beide Richtungen eingerechnet. Einen Blick für die Umgebung hatte er nicht mehr, er wartete nur, bis die Reise beendet war.

Dabei war es durchaus lohnenswert, einen Blick zu riskieren, denn ein rasantes Farbenspiel zeichnete sich überall um den Wagen ab, der durch die Luft zu schweben schien. Dabei konnte man nicht einmal sagen, ob er sich bewegte, denn es fehlte jeder Bezugspunkt.

Es gab keinen Anfang und kein Ende, trotzdem ging es irgendwie voran, denn nach guten zehn Sekunden verschwanden die Farben nach und nach und es baute sich vor dem Auto eine graue Wand auf, die dieser durchquerte und plötzlich wieder Boden unter sich hatte.

Der Mercedes befand sich in einer merkwürdigen Welt, die zuallererst durch ihren grauen Himmel auffiel. Dies lag nicht an schlechtem Wetter, dieser Himmel kannte keine andere Farbe. Denn eine Sonne war nicht vorhanden, um die Lichtverhältnisse zu verändern.

Aber auch der Rest war nicht geeignet, um sich dort wohl zu fühlen. Die Umgebung erinnerte an eine Wüstenregion, eine Mischung aus Steinwüste und Sandwüste, denn endloser Sand und felsige Gebiete wechselten sich ab.

Häuser oder andere menschliche Bauwerke gab es in dieser Welt nicht, dafür aber Menschen. Fünf Frauen saßen oder standen in der Nähe eines großen, senkrecht in den Himmel ragenden Felsens und schauten dem Fahrschulwagen entgegen, dessen Geschwindigkeit langsam reduziert wurde, bis er nur wenige Meter von ihnen entfernt

stehen blieb.

Große Bewegung kam nicht in die Frauen, aber auf den schwarzen Mercedes starrten sie alle, denn sie wussten, wie eng ihr Schicksal mit diesem Auto und seinem Besitzer verbunden war.

Doch Iabolo ließ sich Zeit und schaute vorher einmal in die Runde. Er kannte sie alle, doch noch war es nicht Zeit, erst musste er noch die Nummer sieben holen und in diese Welt bringen.

Keiner sagte etwas, als Iabolo die Tür öffnete und mit demonstrativ sicherem Schritt um seinen Mercedes herumging, auf die Fahrertür zu. Er öffnete sie vorsichtig, denn sofort fiel ihm der leblose Körper Clarissas entgegen. Er schaffte es, sie ohne weiteren Schaden aus dem Wagen zu ziehen, denn schließlich brauchte er sie lebend.

Trotz ihrer Größe hatte Iabolo keine Mühe, Clarissa hochzuheben und mit ihr auf dem Arm auf die Gruppe der Frauen zuzugehen.

„Hier ist die Nummer sechs. Euer Ende rückt langsam näher, das wollte ich euch nur kurz noch sagen, ha, ha.“

Keine sagte ein Wort, so sprach Iabolo weiter.

„Dieses Miststück wollte nicht so wie ich, sie hatte nur Glück, dass ich sie noch brauche. Aber immerhin hat sie einen Vorgeschmack bekommen, wie es ist, wenn man sich gegen mich wehrt.“

Er machte eine kurze Pause, dann warf er die immer noch bewusstlose, junge Frau ziemlich rücksichtslos zu Boden, den anderen Frauen direkt vor die Füße.

„Wir sehen uns bald wieder.“

Er hatte sich schon wieder halb gedreht und ging auf seinen Wagen zu. Diesmal stieg er auf der Fahrerseite ein, wendete den Wagen geschwind und nur mit geistigen Kräften. Anschließend beschleunigte er wieder in die gleiche Richtung, aus der er vorher gekommen war.

Der Wagen wurde schneller und schneller und hatte in nur wenigen Sekunden die nötige Geschwindigkeit erreicht, so dass er wieder ins Nichts verschwand. Nur ein letztes, arrogant klingendes Hupen war noch zu hören.

E n d e des ersten Teils

VORSCHAU

Clarissa Hyde Nr. 33 - „Monstervögel“

Ich hatte einen großen Fehler gemacht und auf die vielen verdächtigen Zeichen nicht ausreichend geachtet. Nun war es zu spät und ich musste die Konsequenzen tragen.

Zusammen mit fünf anderen jungen Frauen war ich einer fremden Dimension gefangen, wobei das Todesurteil über uns schon gesprochen worden war. Doch das war nicht alles, denn wir wurden auch zu einem Spielball im Konflikt der Dämonen untereinander. Denn ohne Waffen waren wir schutzlos dem Angriff der Monstervögel ausgesetzt.

GLOSSAR

1. Siehe Clarissa Hyde Nr. 27 – „Gefangen im Zombie-Sumpf“ ↔
2. Siehe Clarissa Hyde Nr. 5 – „Verheiratet mit einer Untoten“ ↔
3. Siehe Clarissa Hyde Nr. 7 – „Angriff der Wasserzombies“ ↔
4. Siehe Clarissa Hyde Nr. 26 – „Der Totenbeschwörer“ ↔

IMPRESSUM

Titel

Fahrschule Diabolo

Serie

Clarissa Hyde Folge 32

Autor

Thorsten Roth, 2018